

Klatsch, klatsch für den Sprachspaß

Zum Tage
Kennenlernen

Von Ralf Sziegoleit

Wo Donaldisten feiern, klingt Applaus anders. Zur späten Eröffnung des Erika-Fuchs-Hauses in Schwarzenbach wird gejubelt und gelautmalert.

Von Christine Wild

Schwarzenbach an der Saale – „Ahem!“ – Hä? Grübel. Mit jenem Lautgebilde, das Donald Duck als Museumswärter in der Geschichte „Der goldene Helm“ in einer Denkblase wie ein kleiner mit Helium gefüllter Luftballon Richtung Saaldecke entschwebt, stellt Laudator Patrick Bahners sich vor, „hätte Erika Fuchs kommentiert, dass es jetzt ein Erika-Fuchs-Haus gibt, ein nach ihr benanntes Museum für Comic und Sprachkunst.“ Soso. Überleg: wie? Bedeutet? „Ahem! Das sagt man, wenn man eigentlich lieber nichts sagen möchte“, sagt Bahners. Es beschreibt „einen Zustand des Sprechers, ein psychisches Syndrom, das Aufeinandertreffen von Redehemung und Artikulationsbedürfnis.“ Ah! Klick: Versteh.

Am Samstag zum zweiten Festakt zur Museums-Eröffnung waren all diejenigen eingeladen, die das Museum konkret verwirklicht haben, also Ausstellungsgestaltung, Baufirmen, Donaldisten, die ihre Expertise haben einfließen lassen, Verlage, die durch Buchspenden und Hilfe bei Lizenzfragen das Museum unterstützt haben, Künstler, die im Museum vertreten sind, sowie Vertreter weiterer Museen. Ihnen muss Laudator Patrick Bahners, ebenfalls Donaldist und beim Feuilleton der FAZ, nicht lange erklären, dass Übersetzungskünstlerin Erika Fuchs sich laut Legende die Arbeit an den Disney-Comics nicht ausgesucht hat. „Die promovierte Kulturhistorikerin verrichtete ihre Arbeit mit einem pathetischen Begriff der Kulturkritik ihrer Zeit, im Zustand der Entfremdung.“

„Ahem! Das sagt man, wenn man eigentlich lieber nichts sagen möchte.“

Patrick Bahners,
Donaldist

Er attestiert der Schwarzenbacher Wortschöpferin den „unverwechselbaren Fuchs-Sound, einen trockenen, lakonischen Ton, der aus gegebenen Umständen das Beste macht“, dem „etwas vom Geist der unmittelbaren Nachkriegszeit nachklingt, eines Moments, der Inventur, der un-sentimentalen Sichtung von Beständen, die man nicht komplett über Bord werfen konnte.“ Dabei offenbare sich die Genialität von Erika Fuchs in ihren willkürlichen Abweichungen vom Original. Klatsch, klatsch, klatsch – so klingt hier der Applaus: teils echt geklatscht, teils als gesprochenes „Klatsch“ der anwesenden Donaldisten. Schmunzel. Geschick und wie nebenbei ge-



Mitten im Geldspeicher feiern sie die unvergessene Dr. Erika Fuchs (von links): Donaldist und Laudator Patrick Bahners, Comic-Künstler Simon Schwartz und die Schwarzenbacher Museumsleiterin Dr. Alexandra Hentschel.

Foto: Michael Giegold

langt er vom Entenhausener Museum, einer „Instanz der Einschüchterung und Überforderung“ – gähn – zum neuen musealen Juwel in Schwarzenbach, das seit seiner Eröffnung zu Beginn der Sommerferien bereits 9600 Besucher – staun, freu – angelockt hat. Als erstes Museum weltweit, das einer Übersetzerpersönlichkeit gewidmet ist und das das Schöpferische an der Kunst des Übersetzens darstellt, bezeichnet er das Erika-Fuchs-Haus, dessen interaktive Lebendigkeit (ganz im Gegensatz zum „echten“ Entenhausener Museum) er abschließend so charakterisiert: „Aber wenn Sie einmal allein im langen Saal des Museums sind, sollten Sie die Ohren spitzen. Wenn Sie sich an den Übersetzungsaufgaben unter dem Motto ‚Selbst ist der Mann und die Frau‘ versuchen, kann es sein, dass Ihnen der Geist von Frau Dr. Erika Fuchs über die Schulter

schaut. Dann hören Sie ihr ‚Ahem!‘. Klatsch, klatsch, klatsch. Begeisterung.

Zupf, klopf, kling, schmetter, sing, tön. Zu einem bunten Weltmusik-Balkan-Tanz-Mix geraten die musikalischen Häppchen, die die sieben Musiker/innen von „Klangschneitz“ zwischen den Festreden für die Ohren servieren. Den langen Weg zum Erika-Fuchs-Haus beschreibt der Schwarzenbacher Bürgermeister Hans-Peter Baumann: Beschäftigung mit dem Werk von Erika Fuchs im Literaturverein schon 2003 – freu; Kongress der Donaldisten auf Initiative von Gerhard Severin 2006 in Schwarzenbach – Spitze! Akquise von Fördermitteln – stöhn; Eröffnung nach drei Jahren Bauzeit – und 9600 Besucher in den ersten beiden Monaten. Krass.

Aber kein Wunder – ist das Museum doch in seiner Zusammenset-

zung wirklich einzigartig und kein bisschen beliebig: es befasst sich weder nur mit Comics noch nur mit Donald Duck, sondern mit der Arbeit von Erika Fuchs. „Der Name ‚Erika-Fuchs-Haus – Museum für Comic und Sprachkunst‘ ist Programm“, so Museumsleiterin Dr. Alexandra Hentschel. Und auf einem Rundgang mit ihr wird sofort klar, was sie meint: Platsch, klacker. Schon wagen die ersten Besucher den Sprung ins Talerbad Dagobert Ducks im nachgebauten Entenhausen, bevor Simon Schwartz seinen biografischen Comic über Erika Fuchs erläutert. Staun. „So schön!“, entfährt es einer Betrachterin, bevor es weiter geht zum Alliterationen-Würfel, dem Translatorium und dem Zitätenwirbler. Obwohl Buffet und Musik auf die geladenen Gäste warten, kann sich kaum einer losreißen, von so viel Sprach-Spaß. Wahnsinn. Super.

Der Auftrag aus Stockholm

Viele haben die Vergabe des Literaturnobelpreises an Swetlana Alexijewitsch als politisches Signal begrüßt. Sie sieht sich in einer besonderen Pflicht.

Berlin – Die weißrussische Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch empfindet ihren Literaturnobelpreis als Verpflichtung zum weiteren Einsatz für Demokratie und Menschenrechte. „Ich habe das Gefühl, eine Verantwortung zu tragen“, sagte sie am Samstag bei einem Auftritt in der Bundespressekonferenz in Berlin. „Enttäuscht oder erschöpft sein geht nicht mehr.“

Alexijewitsch nannte es ihr Anliegen, Romane aus den wahren Geschichten von Menschen zu schreiben. „Es ist der Versuch, die Zeit zu erfassen, sie festzuhalten, etwas aus dem Chaos herauszuholen, in dem wir leben.“ Sie mache mit ihren Interviews aber keine journalistische Arbeit. „Ich sammle das Material wie ein Journalist, aber ich arbeite damit als Literatin.“



Swetlana Alexijewitsch

Die Feuilleton-Chefin der Wochenzeitung *Die Zeit*, Iris Radisch, kritisierte dagegen, man dürfe Journalismus nicht mit Literatur verwechseln. „Literatur muss etwas Schöpferisches haben. Sie muss ‚fiction‘, eine eigene Erfindung sein, sie muss eine besondere Sprachqualität haben, und sie muss – das ist ganz wichtig – eine eigene imaginative und weltverwandelnde Kraft haben“, sagte Radisch der *Deutschen Presse-Agentur*. „Das ist bei Swetlana Alexijewitsch nicht der Fall.“

„Sie hat Interviews geführt und O-

Töne von Zeitzeugen bearbeitet“, erklärte Radisch. Selbstverständlich bearbeiteten Journalisten ihre Interviews ganz ähnlich wie Swetlana Alexijewitsch. „Wir drucken sie niemals 1:1. Alle Interviews, die in unseren Zeitungen erscheinen, sind bearbeitete Interviews“, sagte Radisch.

Alexijewitsch berichtete, sie dürfe ihre Bücher nach wie vor nicht in ihrem Heimatland veröffentlichen. Sie erschienen aber in Russland und kämen so auch nach Belarus. „Eine Zeit lang gab es sie nur unter dem Pseudonym, aber jetzt kann man sie oft auch so bekommen. Und die Menschen lesen sie auch.“

Die Autorin hatte wegen der schwierigen Bedingungen in ihrer Heimat zehn Jahre lang im Ausland gelebt, unter anderem in Deutschland. Das habe ihren Blick geweitet, sagte sie. „Aber ich habe auch begriffen, dass man Demokratie nicht einfach einführen kann wie Schweizer Schokolade.“ Der Prozess brauche gerade in einem lange diktatorisch regierten Land sehr viel Zeit.

Die 67-Jährige erzählte, Weißrusslands umstrittener Präsident Alexander Lukaschenko habe ihr am Donnerstag einige Stunden nach der Verkündung in Stockholm persönlich gratuliert hat. „Das war ein bisschen komisch.“ Der russische Präsident Wladimir Putin und Regierungschef Dimitri Medwedew hätten sich dagegen nicht gemeldet. „Ich hatte gesagt, dass sie die Ukraine besetzt haben, dass es eine Okkupation war, und da war die Liebe von Putin und Medwedew natürlich hin“, erklärte Alexijewitsch.

Iris Radisch kritisierte generell, „Literatur zum Themenlieferanten ‚zu degradieren‘.“

Angewandter Bühnensadismus



Michael Lerchenberg (links) beleuchtet mit Jost-H. Hecker die Abgründe Karl Valentins.

Foto: C. W.

In Helmbrechts widmet Michael Lerchenberg Karl Valentin einen Abend. Ihn faszinieren vor allem die Abgründe des Komikers.

Helmbrechts – „Frau, wann ist denn das Essen fertig?“ So hat mein Vater meine Mutter fast immer angeredet. Als „Frau“. Aber liebevoll. Gewundert hat es mich nie. Doch seit Freitagabend bietet sich Dank des Programms „Karl Valentin – Abgründe eines Komikers“ eine ganz neue Sicht auf die Dinge: Berichtet in jenem Kulturwelten-Highlight im ausverkauften Helmbrechtser Bürgersaal Michael Lerchenberg doch, dass Karl Valentin (von meinem Vater höchst verehrt) seine Gattin in seinem ewig währenden Ehe-Drama wie auch in seinen Bühnenszenen stets ganz... naja: neutral „Frau“ genannt hat.

Die abgründige Seite des großen Komikers zeigt der Luisenburg-Intendant und großartige Schauspieler Lerchenberg an diesem Abend auf, nachdem er mit seinem Partner Jost-H. Hecker die Bühne nach einem Sekunden-Dialog wieder verlassen hat: „Jetzt fang’ ma an – und wenn’s nix ist, hör’ ma wieder auf!“, „Weißt’ w-

geh’ ma gleich wieder!“ Doch so einfach kommen sie in Helmbrechts nicht davon. Und gleich beginnen sie mit einem ihrer zünftigen Lieder – Lerchenberg singend und trommelnd, während Jost-H. Hecker sein Cello, das ein „Kontrabass geworden wäre, hätt ma’ an Kunstdünger drauf“, malträtiert. Mit weit aufgerissenen Augen und hochgerektem Kopf lässt er seinen Blick über das Publikum schweifen und zupft und streicht dabei: mal schlicht, mal virtuos – aber dabei immer derb-zünftig mit gewolltem Grenzgang am Abgrund der Intonation. Das muss man erst mal schaffen.

Und dann legt Lerchenberg los: mit einem wahren Wortfeuerwerk aus Eigenem, aber auch Zitaten von Valentin und Weggefährten zeichnet er das Leben des pessimistisch-melancholischen Komikers nach. Als „Qualgeist mit frühem Hang zum SADMUS“ bezeichnet er den Komiker, der als Kind nicht davor zurückgeschreckt ist, Glasscherben im Gras zu streuen, um Verwundete für die selbst errichtete Sanitätsstation im Waschkeller zu bekommen. Als „kleines Beispiel für angewandten SADMUS auf der Bühne“ scheucht Lerchenberg seinen Cellisten mit dem Metronom in der Hand durch das

Schnellsprechlied „Rezept zum russischen Salat“. Von 132 bis auf 193 Schläge pro Minuten treibt er den spuckenden Rekord-Rezitator an – und niemanden wundert es, dass in den Salat etwa „Sauerkraut mit Terpentint“ gehört.

Und auch Lerchenberg selbst läuft zu Hochform auf. Ob im Dialog mit sich selbst zwischen dem derb-anzüglichen Valentin und der Handtaschen-Verkäuferin, zwei dummen Verliebten im Heustadl oder dem Firmling und seinem am Ende volltrunkenen Vater: der begnadete Schauspieler braucht nichts außer einem Tisch, einem Stuhl, einem Bierkrug und seinem geschliffenen Repertoire an Stimmen vom groben, aber auf seine Weise liebevollen Trinker-Vater bis zur fistelstimmigen Verführerin im Strohhut, um Karl Valentins Szenen zum Leben zu erwecken und das Publikum in wahre Lachorgien zu schicken.

Doch wird nicht nur gelacht an diesem Abend. Sind doch die Abgründe des Komikers tief, sodass einem bisweilen das Lachen im Halse stecken bleibt. Allerdings gehört eben auch diese Seite, die Lerchenberg in gefühlvoll-bittersüßen Brüchen immer wieder aufzeigt, zu Karl Valentin.

Christine Wild



Kennenlernen: Zwei finden sich, einer bleibt zurück. Das Bild, gemalt von Thanos Kiebling, ist im Foyer der Freiheitshalle zu sehen. Foto: asz

Sie habe „den Mann kennengelernt, mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen will“, teilt im letzten Teil der ZDF-Krimiserie „Blochin“ die Staatssekretärin Steinbrenner ganz unverblümt ihrem Ehemann mit. Vorsichtiger beginnt, das Gleiche meinent, eine Frau in der bei Arte gelaufenen Serie „Die Augenzeugen“ ihr Bekenntnis: „Ich hab einen Mann kennengelernt.“ Im Internet kann man zu diesem Thema ganze Foren studieren. „Jemanden kennengelernt – und jetzt?“, lautet die Frage, und ein „Info Die Stufen einer Beziehung“ erläutert, dass nach Phase 1, dem Kennenlernen, einiges passieren muss, bis als Phase 12 die Trennung folgt, im günstigsten Fall damit verbunden, dass etwas Neues beginnt: „Ich habe jemanden kennengelernt.“

Ein Fahrrad für den besten Darsteller

Chemnitz – Der Europäische Kinderfilmpreis des Chemnitzer „Schlingel“-Festivals geht in diesem Jahr nach Ungarn. Der Film „Pfote“ von Regisseur Róbert Adrian Pejó wurde von einer Jury aus 18 Kindern neun verschiedener Nationalitäten ausgewählt, teilte das Festival am Samstag mit. Das Preisgeld von 12.500 Euro stammt vom sächsischen Kunstministerium. Als bester Kinderdarsteller wurde der Franzose Félix Bossuet für seine Rolle in „Sebastian und die Feuerterzer“ (Regie: Christian Dugay) ausgezeichnet – der Junge bekam ein Fahrrad. Mit „Young Tiger“ von Cyprien Vial kommt auch der beste Jugendfilm aus Frankreich. Die Franzosen waren zudem in Kooperation mit belgischen Kollegen mit dem Film „Zugvogel“ erfolgreich – der Sonderpreis des *Mitteldeutschen Rundfunks* hat ein Preisgeld von 6000 Euro. Der mit 10.000 Euro dotierte Hauptpreis der Stadt Chemnitz und der Sächsischen Landesmedienanstalt ging an die deutsch-serbische Produktion „Enklave“ von Goran Radovanovic. Auch der deutsche Beitrag „Wir sind jung. Wir sind stark“ von Burhan Qurbanji ging nicht leer aus: Das Team konnte sich über den Förderpreis der DEFA-Stiftung (4000 Euro) freuen. Das Festival „Schlingel“ präsentierte in der vergangenen Woche 156 Kinder- und Jugendfilme aus 46 Ländern.